

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Fellinger, Raimund
Aus Opposition gegen mich selbst

Die Welt des Thomas Bernhard
Herausgegeben von Raimund Fellingner

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4211
978-3-518-46211-9

suhrkamp taschenbuch 42II

Als Thomas Bernhard 1970 mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet wurde, antwortete er ausführlich auf Fragen über die Gründe für Form und Inhalt seines Schreibens. »... warum schreibe ich Bücher? Aus Opposition gegen mich selbst plötzlich, und gegen diesen Zustand – weil mir Widerstände, wie ich schon einmal gesagt habe, alles bedeuten.«

Das vorliegende Lesebuch enthält eine repräsentative Auswahl aus dem Gesamtwerk des österreichischen Weltliteraten Thomas Bernhard: Es bietet Lyrik, Erzählung, Roman, Drama neben frühen Artikeln und Reden, die autobiographischen Erzählungen wie die öffentlichen Skandale, Dramolette wie eigenhändig verfaßte Lebensläufe aus über drei Jahrzehnten. Kurz: *Aus Opposition gegen mich selbst* zeichnet die Konturen von Leben und Werk dieses bis heute vieldeutigen Autors nach.

Thomas Bernhard wurde am 9. Februar 1931 in Herleien bei Maastricht geboren, er starb am 12. Februar 1989 in Gmunden (Oberösterreich).

Thomas Bernhard

Aus Opposition gegen mich selbst

Ein Lesebuch

Herausgegeben von
Raimund Fellingner

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4211

Erste Auflage 2011

© dieser Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Nachweise am Ende des Bandes

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Göllner, Michels

ISBN 978-3-518-46211-9

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Aus Opposition gegen mich selbst

Die Anfänge: Die fünfziger Jahre

Thomas Bernhard

Notiz zu Thomas Bernhard

geboren am 9. oder 10. Februar 1931 in Heerlen, Holland, zwischen Maastricht und Aachen. Österreichische Eltern, die früh verstorben sind, der Vater 1943 während eines Luftangriffs auf Frankfurt/Oder, die Mutter 1950 an Krebs. Volksschule in Seekirchen a. Wallersee und in Traunstein. Verschiedene Haupt- und Mittelschulen in Salzburg. Zuletzt das dortige Gymnasium. 1947 Eintritt und Absolvierung einer kaufmännischen Lehre. Gleichzeitig Musikstudium am Mozarteum. (Alle Theoriefächer, dann auch Gesang.) 1949 Lungenkrankheit mit vierjährigem Aufenthalt in Spitälern und in der Heilstätte Grafenhof im Pongau. Während des Aufenthaltes dort – immer bettlägerig – viele Operationen, Pneumoperitoneum usw. Idee, aufzuschreiben in Gedichtform. Schon 1949 nach den Sterbesakramenten, das Gefühl, zum zweitenmal das Leben anzufangen. Ein Geschenk – eine Grausamkeit – eine Gelegenheit sich dem Leben einfach zu überlassen – sich in nichts mehr einzulassen, was nichts mit dem *Dahinleben* zu tun hat. Keine Pläne, keine Interessen eigentlich, gar nichts, alles zu tun, um schreiben zu können, um nichts tun zu können. Überhaupt keine Beziehung zu irgendeiner Religion, aber Gespräche, Anreden, Anklagen, Auskünfte suchen mit, von Gott – Was ist das? 1953-1955 Gerichtsberichterstatteur und Kunstkritiker zuerst des »Demokratischen Volksblattes« (sozialistisch) dann der »Salzburger Nachrichten« (die grauenhafteste Form von Zeitung, von »Blatt« die es gibt). 1955 Antritt der Studien am Schauspielseminar des Mozarteums (Paumgartner, Leisner und andere Nichtswürdige, aber Eit-

le und Belesene) mit viel Theaterspielerei z. B. in Lessings »Der junge Gelehrte« den Crysander, in Anouilh's »Antigone« den Sprecher, in Kabaretts und Operetten. Mitwirkung bei Aufführungen des Landestheaters und der Festspiele, so jährlich mit einigen Noten in der c-Moll-Messe in Sankt Peter. 1957 »Reifeprüfung«, auch in »Regie« mit einem Essay über Bert Brecht und der Einrichtung dreier (meiner bis dahin liebsten Theaterstücke) Kleist: »Zerbrochener Krug«. Büchner: »Leonce und Lena«. Thomas Wolfe: »Herrenhaus«. Gespielt wurde davon leider nichts. In der Zwischenzeit sind viele Artikel über Theater oder Autoren entstanden, die in Provinzblättern und in der »Furche« erschienen sind. (Alle nicht mehr vorhanden und unwichtig). Herbst 1957 erster Gedichtband bei Otto Müller: »Auf der Erde und in der Hölle«. Frühjahr 58: »In hora mortis«, ein Psalm, den niemand versteht – hat mit Katholizismus überhaupt nichts zu tun. Gleichzeitig bei Kiepenheuer u. Witsch: »Unter dem Eisen des Mondes«. – Niemand versteht etwas von Gedichten, oder nur zwei oder drei Leute, die mir bekannt sind: Ludwig von Ficker und noch zwei andere, ungenannte. Am besten wäre, überhaupt nichts zu sagen, weil die Leute aus allem etwas anderes herauslesen, als ich mir denke. Schweigen – Schweigen – Schweigen – Aufbegehren – Aufbegehren – Aufbegehren! Und immer sagen was faul ist und niederträchtig. Fast alles ist niederträchtig, der Rest faul. Niemand sieht die »Schönheit der Welt«, aber alle wollen sie sie beweisen, sie wollen alles unbedingt schön machen – schön muß die Anklage, der Beweis der Faulheit, der Niedertracht sein, schön, vollkommen, die Welt ist es nicht. 1959 Zusammenarbeit mit einem Komponisten, es entsteht *in einjähriger Arbeit* »Die Rosen der Einöde«. (Eine Perle vor die Säue geworfen.) Schade

um sie, um den Haufen Schweiß. Dummköpfe und ätherische Säuglinge bevölkern die Blätter, die Lektorate, aber vor allem die Blätter. Es entstehen kurze Theaterstücke, Szenen, mehr als vierzig, darunter »Köpfe«, vertont vom gleichen Komponisten, wird im Juli 1960 im »Theater am Tonhof«, einer Scheune in Kärnten, aufgeführt mit drei anderen kurzen Szenen: »Die Erfundene«, »Rosa«, »Frühling«. Regie Herbert Wochinz, der verleumdet ward und sich durchsetzen wird! Seit 1957 nurmehr Schreibearbeit – nein – das einzige Schreibvergnügen –. Seit fünf oder sechs Jahren immer wieder längere und weite Reisen nach Süd- und Südosteuropa, jährlich auf den Balkan, in die mazedonischen Berge, nach Sarajewo, Split, in die albanischen Grenzwälder. Auch in europäische Großstädte, um festzustellen, wie weit sie schon sind. Selten in Wien, der Nichtsnutzen, selten unter Deutschen. Arbeit an zwei längeren Prosabüchern (immer wieder) und mehreren kleineren Versuchen. Aber man soll nicht reden über etwas, das noch nicht unter die Leute geworfen ist, man soll überhaupt nichts reden. Ab September 60 im Österreich. Kulturinstitut in London tätig.

Niklas van Heerlen
Vor eines Dichters Grab

An einem dieser schönen Sommertage ging ich durch den idyllischen Maxglaner Friedhof. Ich glaubte in einem ewigblühenden Blumengarten zu schreiten, denn die tausend und abertausend Blüten leuchteten in fast überirdischen Farben. Plötzlich stand ich still. Ich las an einer anscheinend vergessenen Grabstätte den Namen eines stillen Denkers und einzigartigen Dichters, der, wie ich mich erinnerte, vor eineinhalb Jahren hier begraben wurde. Ich dachte sogleich an Leute in Henndorfer Tracht, an Bauern und Bäuerinnen mit gesenktem Haupt, die dem schlichten Sarge langsam folgten. Wieder schmerzte mich der Verlust dieses großartigen Mannes aus dem nahen Henndorf, und wie von fern her drangen die Lobgesänge aus seinen Gedichten zu mir, sah ich die Gestalten aus seiner unvergänglichen »Philomena Ellenhub«. Hat man das Grab des Dichters vergessen?

Zwar benannte man einen der schönsten Wege der Stadt nach ihm, dafür sei Salzburg gedankt, aber sein Grab, das die Stadtgemeinde zur Pflege übernommen hat, ist von Unkraut überwuchert, unter dem ein paar armselige Blümlein das Licht suchen. Ich glaube aber, Johannes Freumbichler hat eine Grabstätte verdient, die seiner würdig ist. Zumindest sollte sie sich von denen der Umgebung nicht so abheben, daß man zu der Annahme kommen könnte, hier ruhe ein Vergessener.

Mit neunzehn Jahren ...

»Vierzehn Halbe hab i g'soffn ...« verantwortet sich der 19jährige Ernst St. vor dem Schöffengericht, dessen Vorsitz OLGR Dr. Mitsche führte. Ernst St. war im August dieses Jahres durch das im 1. Stock gelegene Fenster eines Taxenbacher Wohnhauses eingestiegen, hatte sämtliche Kleiderschränke, Kästen und Laden durchwühlt und sich in aller Ruhe eine »beachtliche Kollektion« wertvoller Kleidungs- und Wäschestücke sowie Schmucksachen zusammengestellt. Schlag zwölf nachts machte er sich auf den beschwerlichen Heimweg, wobei er aus der auf den Rücken drückenden Tuchent (in der sich auch ein Radioapparat befand) wieder einiges verlor. »Nicht einmal um die Ecke kam der Dieb ...«, sagte der Vorsitzende, »denn der Hausherr hatte blitzartig die Lage erfaßt, und ist auf Ernst losgegangen.« Mit 19 Jahren verfügt man über mehr Kräfte als mit 65, und so unterlag der Hausherr in einem halbstündigen Kampf. Mit einer schweren Quetschung des linken Brustkorbes, mit zwei Rippenfrakturen, einer Reihe Hautabschürfungen, verstauchten Beinen und einem »Loch im Hinterkopf« kam der Ältere davon, das heißt, ist er liegen geblieben, während Ernst mit der Tuchent im nächtlichen Dunkel verschwand. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, und so ist es nicht verwunderlich, Ernst in der »Angeklagtenwürde« vor dem Richtertisch kauern zu sehen ...

Im wesentlichen war er geständig, absichtlich wollte er auf keinen Fall den Einbruchsdiebstahl ausgeführt haben. »Dafür bin i viel z'gscheit ...« Ernst ist, ob er es zugeben will oder nicht, bereits zweimal einschlägig vorbestraft. Das zog

auch der Staatsanwalt Dr. Zamponi ins Kalkül, als er eine wuchtige Ansprache auf den vielleicht doch noch zu rettenden Mann losließ. Aber dieser wußte »auf der Welt Bescheid« und so rührte ihn keines der einprägsamen Worte aus dem Munde der Obrigkeit. Der Verteidiger bat um mildes Urteil. »Schließlich muß man die vierzehn Halbe ja in Betracht ziehen ...«, meinte er am Ende seiner Ausführungen. Nach längerer Beratung fällt das Gericht einen Schuldspruch im Sinne der Anklage. Ernst muß fünf Monate in den Kerker wandern. »Dös is a Luft ...«, sagte er beim Hinausgehen, und bis er wiederkommt, ist er zwanzig ...

Vier Gedichte

Salzburg

Ihr hellen Türme in der klaren Frühe,
Du warmer Wind, du greisenhafter Baum.
Es greift des Domes Kuppel in den Raum
Und wirft den Schatten ruhig, ohne Mühe

Über die Gassen und die Kapitelle. –
In ruhigen Höfen wuchert junger Wein.
Es eifert tausendmal der Sonnenschein
Im leisen Klingen einer klaren Quelle.

So rieselt Licht über die flachen Dächer
Und blinkt wie Feuer und wird bald zu Stein.
Die ganze Stadt trinkt aus dem Sonnenbecher

Und jubelt ferner in den grünen Lauben,
Und geht vereinsamt in den Himmel ein
Und wird Musik in dem Gewirr der Tauben.

Im Dom

Der Himmelsteppich ist dir ausgebreitet.
Nun heißt es nur mehr breite Treppen steigen
Und vor den Toren eine Zeit zu schweigen
Bis einer mit dir ins Gewölbe schreitet.

O klarer Sonnentag, der draußen brütet –
Wo in den Jahren fandest du die Gnade,
So froh und unaufhörlich und gerade
Vor Gott zu schreiten, der dich einst behütet?

Die Mauern schelten dich nicht, wie Tyrannen.
Hier geht ein Frieden über die Altäre,
Als ob kein Kampf, kein Krieg gewesen wäre,

Den einst die Toren stumpf in Lust ersannen.
An goldnem Kreuze, in den süßen Winden
Des edlen Weihrauchs wirst du Ruhe finden ...

Im Hofe von St. Peter

Glockenschlag kommt aus dem Blau herein
Und verzittert an den heißen Wänden,
Und muß einsam an der Mauer enden,
Denn gehörlos ist der blanke Stein.

Aber Leben flutet sanft herein,
Und kommt sorgsam aus den hohen Zimmern
Des Palastes und die Strahlen schimmern
Wie in einem purpurvollen Schrein.

Schwarze Mönche gehen tief geneigt
Um den Brunnen, während in den Bäumen
Junge Schwalben nisten in den Träumen.

Und sie beten ohne aufzuschauen,
Während einer wunderbar vorm blauen
Mittagshimmel stehenbleibt und schweigt.

Friedhof in Seekirchen

Es steht geschrieben: Händler, Bauer, Mann.
Da war ein einzelner einmal geboren,
Da waren hundert über Nacht verloren –
Es schlug der Krieg sie einst in seinen Bann.

Wer hockt am Grabstein und hat keinen Mut?
Es wird Geheimnis offenbar in Steinen,
Es werden lachen jene, die da weinen
Und überschäumen wird das Menschenblut.

Es steht geschrieben: Händler, Bauer, Mann.
Es steht geschrieben, wo und wann sie starben –
Es fängt der Stein einmal zu sprechen an,

Doch keiner sagt, wie elend sie verdarben.
Es schlug der Krieg sie einst in seinen Bann ...
Aus einer Tenne duften süß die Garben.

Jean Arthur Rimbaud Zum 100. Geburtstag

Verehrte Versammlung,
es heißt, wir ehren die Dichter nur, wenn sie tot sind, wenn der Gruftdeckel oder der nasse Erdhaufen die endgültige Trennung zwischen ihm und uns herbeigeführt hat, wenn der Schöpfer lyrischer Gedichte in Not und Elend erstickt ist, wenn er, wie es so schön und peinlich in den Nachrufen minderwertiger Geister heißt, seinen Geist aufgegeben hat. Dann findet sich schon, so es Gott will, ein verstaatlichtes Büro, das im Adreßbuch zu blättern beginnt, und das Werk der Nachwelt nimmt seinen Lauf. Es gibt Kränze und »Kränzchen«, und es entwickelt sich ein amüsanter Geschäft zwischen Weinlokal und Ministerium, solange, bis entweder der Akt des Dichters wieder verschwindet, oder man sich zur Herausgabe seines Werkes entschlossen hat. Es gibt Feiern und Pomp, man entdeckt das Pensum des Toten, zerrt es ans Licht – man »veranstaltet« den Dichter –, meist nur, um sich selbst die Langeweile zu vertreiben, für die man schließlich bezahlt wird. Und ist es nicht so (bei uns!), daß nicht der Dichter geehrt wird, sondern der Herr vom Kulturstamt, der die Begrüßung vornimmt, der Herr Gedichte-Verwalter, der Schauspieler, der Rezitator? So mancher Hölderlin oder Georg Trakl würde sich im Grabe umdrehen über soviel gemachte, aufgepfropfte Kultur, über soviel Kunstmarktgerede, von dem nichts herauskommt als Schamlosigkeit!

Es geht darum, an Jean Arthur Rimbaud zu erinnern. Gott sei Dank, daß er ein Franzose war! Glauben wir also an die Kraft und die Herrlichkeit des dichterischen Wortes, glau-

ben wir an das fortdauernde Leben des Geistes, an die Unverwüstlichkeit der Bilder (der Totenbilder und der Visionen), wie sie auftauchen zwischen den Blättern von ein paar großen Männern aus den Elementen, wie sie ein Jahrhundert nur ein- oder zweimal hervorbringt. Täuschen wir uns nicht, das Gewaltige, Erregende, Aufwühlende und Beruhigende, das Bleibende, wächst nicht wie der Sauerampfer auf der Sommerwiese! So ein bedeutender Vers, dem der Mensch den Blick in die Tiefe verdankt, kommt nicht alle Tage zustande, nicht jedes Jahr. Es müssen immer etliche Tausend Bücher herausgestampft werden, ehe die Maschine einmal einen solch elementaren Ruck macht, und uns ein, wenn auch nur ein bedeutendes Werk der Weltliteratur liefert. Die immer so an der großen Glocke hängen und tönen bis in die versoffenen Bierstuben, die Zeitschriftendichter und die Exportartikler der Literatur, die es auch zuweilen zum Nobelpreis bringen, sind zumeist nur auffrisiertes Gewäsch und Modefabrikation. In der Literatur kommt es nur auf das Ursprüngliche an, eben auf das Elementare, auf Leute wie Jean Arthur Rimbaud.

Der Dichter Frankreichs war ein wirkliches Element, seine Verse waren aus Fleisch und Blut. Hundert Jahre sind nichts für diesen Meister des Wortes, den unübersetzbaren Rimbaud. Er riß das Leben an sich, unkonventionell, mit der Wurzel, packte es zugleich voll Ehrfurcht und Todesüchtigkeit. Seine Dichtung ist abgeschlossen, mit dreiundzwanzig Jahren klappte er sein Buch zu, sein »Trunkenes Schiff«, seine »Erleuchtungen«, seine »Saison in der Hölle«. Niemehr rührte er die Feder an, um zu dichten, der Ekel vor der Literatur hatte ihn erfaßt. Aber er war fertig, es war genug. »Absurde! Ridicule! Dégoûtant!« – so wehrte Rimbaud ab, wenn man von seinen Versen mit Bewunderung

sprach, und versuchte, ihn der Literatur in Frankreich zurückzugewinnen.

Rimbaud wurde am 20. Oktober 1854 in Charleville geboren. Sein Vater war Offizier, die Mutter eine Frau wie jede andere, bedacht auf das Wohl des Knaben, aber in dem Augenblick mißtrauisch und zurückgezogen, als es in ihm zu gären beginnt, als er mit neun Jahren seine ersten Verse heimbringt von der Schule, seine ersten »Essays«, seine Visionen, seine ersten Dichtungen die zu den besten Frankreichs zählen. Im Juli 1870 bekommt er einen ersten Preis für die meisterhaften lateinischen Verse, in die er »Sancho Pansas Ansprache an seinen Esel« umgearbeitet hatte. Noch während des Studiums schreibt er für ein Ardennenblatt und greift Napoleon und Bismarck mit gleicher Heftigkeit an. Um die Armut der Menschen zu sehen und zu leiden, wandert er zu Fuß nach Paris, taucht unter in der Menscheneinöde und der Menschenfurcht, und er wirft sich den Gequälten und Nichtshabenden zwischen den einzelnen Boulevards an die Brust. In dieser Zeit sollen seine Haare so lang gewesen sein wie eine Pferdemaähne, ein Vorübergehender bot ihm vier Sous an für den Friseur, die er, der »Dichter aus Charleville«, in Tabak anlegt. Dann ist er Zeuge der Revolution in der Babylon-Kaserne, in dem dichten Gemisch der Rassen und Klassen, und feurig ruft er es aus: »Arbeiter will ich sein! Kämpfer!« – Nach achttägigem Kampf erstürmen die Regierungstruppen die Hauptstadt, die gefangenen Revolutionäre, seine Freunde und Genossen, verbluten. Er selbst, der die erste große Erschütterung seines Lebens hinter sich hat, kann wie durch ein Wunder entweichen. Aber in Charleville war er nicht mehr zuhause.

Rimbaud war Märtyrer und »Sozialer«, aber niemals Politi-